DIE LANGE NACHT DER KIRCHEN

23.05.2014
Stiftskirche Melk

von Arnold Mettnitzer

WORTBRÜCKEN

Den „sieben letzten Worten unseres Erlösers am Kreuze“
werden „die sieben ersten Worte des Auferstandenen“
gegenübergestellt und damit „in extremis“
Grundkoordinaten menschlicher Erfahrung skizziert.
Daraus lässt sich ein biblisches Psychopharmakon ablesen,
das in keiner seelischen Hausapotheke fehlen sollte:

1.
VERGEBUNG STATT RACHE
UNERSCHROCKENHEIT & MUT STATT ANGST & VERZWEIFLUNG

2.
DER HIMMEL IST EMPATHISCH

3.
DER MENSCH, DES MENSCHEN BESTE MEDIZIN

4.
FESTHALTEN & LOSLASSEN
MIT ANDEREN VERBUNDEN SEIN, OHNE SICH AN SIE ZU KLAMMERN

5.
HUNGER NACH WAHRHEIT & DURST NACH KLARHEIT

6.
„ES IST VOLLBRACHT“

7.
VERTRAUEN IM HINÜBERGEHEN

Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze

1. **„Vater, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie tun.“** (Lk 23,34)

Zwei benachbarte Bauern streiten ihr Leben lang um einen Grenzzaun.
Jetzt liegt der eine der beiden im Sterben und ruft seinen Nachbarn,
um sich mit ihm zu versöhnen. Wortlos tritt dieser ans Bett.
Der Todkranke streckt ihm die Hand entgegen: „Samma wieda guat!“
Knapp, wie das bei Bauern so üblich ist, antwortet der andere:
„wonnst manst, dann samma wieda guat!“
Darauf der Sterbende: „Wonn i ober nit stirb‘, bleibt olls beim Alten!“

„Vater, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie tun.“

Das erste der „sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze“
ist mehr als ein christlicher „Dienst nach Vorschrift“.

„Wer vergibt, ist Gott ähnlich“, sagt der Mystiker Henry Boulad und meint damit, dass ein vergebender und verzeihender Mensch im Grunde in die Rolle Gottes schlüpft und so freiwillig und aus ganzem Herzen auf die Logik des Stärkeren verzichten kann.

Wer solches vermag, handelt aus der Psycho-Logik der Liebe, die keine
Hintergedanken und keine Nebenabsichten kennt, kein Recht einfordert
und schon gar nicht um jeden Preis Recht haben will,
sondern ohne Vorleistung Raum schafft für den Neubeginn einer Beziehung.

Wer so vergeben kann, lässt sich von nichts, nicht einmal vom Undank, aufhalten.
Jede gelebte Beziehung, je länger, umso mehr, weiß wie gut Vergebung tut.
Deshalb gilt: Nicht die Rache, Vergebung ist süß!

2. **„Das verspreche ich dir,**
heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ (Lk 23, 43)

Ein „Versprechen“ bedeutet nicht selten, „den Mund zu voll“ zu nehmen:
Reisebroschüren, Wohnungsinserate, Jobbörsen, Partnervermittlung,
Wettbüros und seit neuestem auch ein Beerdigungsinstitut mit dem schönen Namen
„Himmelblau“ VERSPRECHEN
Traum-destinationen, Traum-wohnungen, Traum-jobs, Traum-partner, den Jackpot.
Mit einem Wort: Das erträumte Paradies, den Himmel auf Erden, - oder auch nur -
„Das Blaue vom Himmel“, über das dann doch recht schnell die Wolken ziehen ...

Als Psychotherapeut muss ich beim Wort „Versprechen“ natürlich auch an den Vater der Psychoanalyse denken: Dann reden wir vom „Freud’schen Versprechen“, das ungewollt die verschwiegene Wahrheit offenbart.

So etwa hält ein Oberarzt zum Geburtstag des von niemandem geliebten Chefs
eine von vorn bis hinten geheuchelte Lobrede, die er dann mit dem alles erklärenden
Schlusssatz beendet:
„Deshalb wollen wir alle unser Glas erheben
und aus ehrlichem Herzen auf Ihr Wohl aufstoßen!“

Welche Wohltat,
wenn ein Versprechen nicht einen zu vollen Mund
und auch keinen ungewollten Offenbarungseid bedeutet,
sondern eine bedingungslose Zusage meint,
die Raum schafft für den anderen Menschen,
die im Mitgefühl mit dem anderen
nichts weniger will als sein Bestes, das Paradies.

Welche Wohltat, wenn einer meint, was er sagt
und halten kann, was er verspricht!
Erst recht im Sterben, wenn es
- im besten Sinn des Wortes -
ums Ganze geht.

3. **„Nimm ihn statt meiner, er soll dein Sohn sein!“**
   – „Nimm sie als deine Mutter!“ (Joh 19, 26-27)

Jeder Mensch kommt mit einer Erfahrung auf die Welt, die er bereits als Embryo im Mutterleib gemacht hat: So, wie er dort mit seiner Mutter aufs Engste verbunden war, wird er nie wieder im Leben später mit jemandem verbunden sein.

Aus dieser Erfahrung entsteht dann, wenn er als Neugeborenes auf die Welt kommt, die Erwartungshaltung, es möge da draußen bis zum Ende seines Lebens so weitergehen: Er möge nie allein gelassen werden, sondern Menschen finden, die zu ihm stehen und um ihn besorgt bleiben.

Das ist und bleibt die alles entscheidende Grundkoordinate eines geglückten Lebens. Alles, was ein Mensch darüber hinaus noch braucht, setzt diese Verbundenheit mit den anderen Menschen voraus. Selbst die Klausur im Kloster erscheint so betrachtet nicht als eine Flucht aus der Welt, sondern als „Sauerteigzone“ auf der Suche nach den Bausteinen für ein geglücktes und gelungenes Leben.
In der Regel des Heiligen Benedikt ist deshalb diese sogenannte „Klausur“ untrennbar mit gelebter Gastfreundschaft verbunden.

„Der Mensch ist des Menschen beste Medizin.
Das beste Maß dafür ist die Liebe“, sagt schon Paracelsus.

Und Joachim Bauer, einer der führenden Gehirnforscher im deutschsprachigen Raum bestätigt das, wenn er meint:
„Die beste Droge für den Menschen ist der andere Mensch.“

Deshalb irrt schon in der Antike
der Kyniker Diogenes am helllichten Tag
mit einer Laterne in der Hand durch die Straßen Athens
„auf der Suche nach einem Menschen“.

4. **„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“** (Mk 15,34)

Finsternis. Gescheitertes Leben. Zerbrochene Träume:
Ist der, der sich auf Gott verlässt, verlassen?
„Mein Gott, warum!?“

In aussichtslos scheinenden Situationen wird deutlich, dass ein gläubiger Mensch nicht deshalb glaubt, weil er es leichter hat. Er glaubt, weil er glaubt, so wie einer liebt, weil er liebt! Es gibt keine bessere Begründung für die Liebe als die Liebe! Und die tiefste Begründung für den Glauben ist die Erfahrung des Glaubens.

So betrachtet hat man es als Glaubender schwerer in der Welt
bei der Zusammenschau von Unrecht, Leiden & Tod.
Atheisten tun sich da leichter, meinte schon Ernst Bloch.
Aber die Kritik der Atheisten an Gott ist nichts im Vergleich zur Kritik Jesu,
weil im Unterschied zum Atheisten der Sterbende am Kreuz
durch alle Erfahrung hindurch an diesem seinen Gott festhält.
Mit seinem Aufschrei will er nicht von Gott los,
er will nur wissen, was mit Gott los ist!

Die ohnmächtige Frage „Mein Gott, warum!?“ spielt das Leid nicht herunter,
versucht es nicht zu erklären und schon gar nicht zu verklären.
Gott ist kein Pädagoge, der Leid schickt, um Menschen zu prüfen.
Gott erscheint hier einmal mehr als der große Schweigende.

Jemand hat gemeint, der Himmel wäre höflich,
weil er immer erst dann redet, wenn alle schweigen.
Diese himmlische Höflichkeit kann ganz schön wehtun.
Andererseits aber weiß ich, wie wohltuend heilsam es sein kann, es angesichts der großen Fragen und der bitteren Klagen aushalten zu können, dass es im Moment nichts zu sagen gibt. So ergeht es auch den vier Freunden, die kommen, um Ijob zu trösten. Von weitem schon sehen sie, wie er dasitzt. Sein Leben zerbrochen, ein einziger Misthaufen und er selbst von Eiterbeulen übersäht (vgl. Ijob 2,4):
„Sie setzten sich zu ihm und schwiegen mit ihm
sieben Tage und sieben Nächte, denn sie sahen, dass seine Not sehr groß war!“

5. **„Mich dürstet.“** (Joh 19, 28)

„Alles, was du hast, ist deine Seele!“ Pass auf sie auf! Verkauf sie nicht!
Lass dich nicht von glänzenden Äpfeln verführen, beiß‘ nicht in die bittere Frucht!
Denn alles, was du hast, ist deine Seele.

Ich wünsche dir den Hunger nach Wahrheit und den Durst nach Klarheit,
ich wünsche dir eine Welt, in der nicht gestohlen und betrogen,
nicht getäuscht und nicht gelogen wird!

In einem ihrer schönsten Lieder besingt *Tracy Chapman* dieses testamentarische Vermächtnis ihrer Mutter, die einmal eine sehr schöne Frau gewesen war, Träume hatte und große Hoffnungen, einen Mann heiratete und zu spät bemerkte, dass er ihr zwar seine Liebe gegeben, dafür aber einen zu hohen Preis verlangt hat.

Sie dachte, sie könnte einen Weg finden, das System besiegen,
einen Deal machen und keine Schulden bezahlen ...
Sie nahm alles und lief weg in der Hoffnung,
dass andere für sie die Rechnung bezahlen …

Und dann saß sie da, enttäuscht und allein
in der Hoffnung auf bessere Tage und eine zweite Chance,
auf ein bisschen Glück auf ihrem Weg …
zuletzt nur mehr mit der Hoffnung,
wieder schlafen und träumen zu können,
einmal wieder aufzuwachen
mit reinem Gewissen und sauberen Händen …

Eine Mutter weiß, dass Erfahrungen leider nicht vererbbar sind:
Trotzdem redet sie ihren Kindern zu Herzen,
um ihnen solche Lebenserfahrungen zu ersparen:

Gib deine Seele nicht her! Verkauf sie nicht!
Ich wünsche dir den Hunger nach Wahrheit und den Durst nach Klarheit,
ich wünsche dir eine Welt, in der nicht gestohlen und betrogen,
nicht getäuscht und nicht gelogen wird!

6. **„Es ist vollbracht.“** (Joh 19, 30)

Als Menschen mögen wir uns zeitlebens als Mangelwesen fühlen.
Genaugenommen aber sind wir „Füllewesen“.

Bereits bei unserer Geburt ist in uns alles angelegt, was im späteren Leben aus uns noch werden wird. Deshalb gilt für jeden von uns:
Bis heute und jetzt ist erst eine Kümmerversion dessen sichtbar geworden,
was in uns als „Füllewesen“ angelegt ist. Bis zum Schluss unseres Lebens gilt:
Da kommt noch was! Da ist noch vieles möglich! Da warten noch schöne Überraschungen! Da ist noch lange nicht alles offenbar!

Der Tod ist - so betrachtet - unsere letzte Offenbarung.
Er ist nicht so sehr das Ende
als vielmehr der Erntedank des Lebens.
Mit dem Tod ist das Leben voll.
Es ist vollbracht!
Mit dem Tod wird endgültig sichtbar,
zu welcher Reife die Frucht gelangen konnte,
die jeder Mensch ein Leben lang schon in sich trägt.
Das Alter, sagt man in Italien, ist die Transparenz des Lichts.
Armut und Reichtum in einem. Erntedank im Abendrot:
Geheimnisvoll transparent, nicht zu begreifen und doch
durchsichtig und klar …

Darum bittet Rainer Maria Rilke:

O HERR, gieb jedem seinen eigenen Tod.
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

DENN wir sind nur die Schale und das Blatt.
Der große Tod, den jeder in sich hat,
das ist die Frucht, um die sich alles dreht.

(Rainer Maria Rilke, Die Gedichte. Das Stundenbuch.
Das Buch von der Armut und vom Tode (1903), Insel Verlag, Frankfurt 1995, Seite 293)

7. **„Vater, Deinen Händen vertraue ich meinen Geist an.“**
(Lk 23, 46)

Von vielen Menschen wurde ich dadurch beschenkt,
dass sie mich an ihr Sterbebett gerufen haben.
„Arnold, mich holt gerade der Teufel!“
sagt mir mit letzter Kraft die aus dem Koma erwachte Gittli.
„Aber Gittli, das ist unmöglich! Du bist ein Himmelskind!“
Sie lächelt. Schläft wieder ein. Und stirbt.
Eine unendlich sanfte Erfahrung,
den ich als stilles Glück mit mir trage.

Müsste ich mich entscheiden,
für meine letzte Reise den Koffer zu packen,
dürften darin Rainer Maria Rilke’s Gedichte nicht fehlen.
Schöner als in seinem Gedicht *HERBST* hat für mich
noch niemand dieses Vertrauen im Hinübergehen beschrieben:

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
Aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andere an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
Unendlich sanft in seinen Händen hält.

(Rainer Maria Rilke, Die Gedichte. Das Buch der Bilder, Insel Verlag, Frankfurt 1995, Seite 346)

Die sieben ersten Worte des Auferstandenen

1. **„Fürchtet euch nicht!“** (Mt 28, 10)

Mut, Zumutung, Ermutigung, Zuversicht und Unerschrockenheit, das ist die erste Botschaft des Auferstandenen an die, die sich resigniert und aus Angst vor öffentlicher Blamage hinter verschlossenen Türen verbarrikadiert haben.
Wenn man aber immer nur vorsichtig ist, hört man irgendeinmal auf, Mensch zu sein (Alexander Solschenizyn): Angst vertreibt den Mut. Vorsichtig verscheucht die Entschiedenheit. Erfahrung lähmt die Lust auf Neues.

Jorge Bucay, erzählt in einer seiner Geschichten vom sechsjährigen Panchito, der mit seinem drei Monate alten Bruder Mittagschlaf hält.
In der Wohnung bricht Feuer aus!

Panchito, vom Weinen seines kleinen Bruders aufgeweckt, ruft nach dem Kindermädchen, aber sein Hilferuf bleibt unbeantwortet. Er läuft zum Telefon, wählt die Nummer der Arbeitsstelle seiner Mutter, aber es gibt keine Verbindung.
Er versucht das Fenster zu öffnen, das auf den Außensims führt, aber mit seinen kleinen Händen schafft er es nicht, den Sicherheitsriegel beiseite zu schieben. Und selbst wenn, hätte er noch das Gitter aufstoßen müssen, das seine Eltern zum Schutz der Kinder haben anbringen lassen.

Als die Feuerwehrleute den Brand gelöscht hatten, gab es nur noch die große Frage:

„Wie war es diesem Kind gelungen, das Fenster einzuschlagen und dann auch noch das Gitter aufzustoßen? Wie hatte der Junge es geschafft, das Baby in den Rucksack zu bekommen? Wie hatte er es geschafft, mit einem solchen Gewicht auf dem Rücken auf dem Sims zu balancieren und über den Baum nach unten zu klettern? Wie hatte er es geschafft, sein eigenes Leben und das seines Brüderchens zu retten? - Der alte Feuerwehrhauptmann weiß die Antwort:
„Panchito war allein…
Es gab also niemanden,
der ihm hätte sagen können, das schaffst du nicht.“
(vgl. Jorge Bucay, Geschichten zum Nachdenken, Ammann Verlag, Zürich 2006, Seiten 65-67)

2. „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?!“ (Lk 24, 5)

Am Rande des Spielplatzes, wo die Kinder sich tummeln,
fragt der Schüler den Meister:
„Sage mir doch, wie es kommt, dass alle Menschen
glücklich sein wollen und es doch nicht werden?“
Der Meister zeigt auf die spielenden Kinder:
„Ich glaube, die da sind glücklich.“
„Wie sollten sie nicht?“ entgegnet der Schüler.
„Es sind Kinder, und sie spielen.
Wie ist es aber um das Glück der Erwachsenen bestellt?“
„Wie um das Glück der Kinder, genauso“, entgegnet der Meister.
Indem er das sagt, wirft er eine Handvoll Kupfermünzen unter die spielenden Kinder.
- Da verstummt mit einem Mal das fröhliche Lachen, und die Kinder stürzen sich auf die Kupfermünzen. Sie liegen am Boden und raufen um ihren Besitz.
Geschrei und Gezeter löst das frohe Lachen ab.
„Und nun“, fragt der Meister, „was hat ihr Glück zerstört?“
„Der Streit“, erwidert der Schüler.
„Und wer erzeugte den Streit?“
- „Die Gier.“
„Da hast du die Antwort auf deine Frage:
Alle Menschen erfüllt die Sehnsucht nach dem Glück,
aber die Gier in ihnen, es zu erjagen,
bringt sie gerade um das, was sie sehnlichst wünschen.“ –
As sucht ihr den Lebenden bei den Toten?
Wer sich mit dem zufrieden gibt, was er kriegen kann,
häuft im Laufe seines Lebens immer mehr von dem an, was er „hat“,
weiß dadurch aber immer noch nicht, wofür er „lebt“.
Das Befriedigen eines Bedürfnisses
ist etwas anderes als das Stillen einer Sehnsucht.
Ein befriedigtes Bedürfnis macht wieder hungrig,
gestillte Sehnsucht glücklich.

3. **„Friede sei mit euch!“** (Lk 24, 36)

„Fern sei den Ohren ein Streit, fern bleibe unseliger Hader; / Lass für den heutigen Tag, Zwietracht, auch ruhen dein Werk!“ – bittet Ovid im Gebet an Janus in seinem Fastenkalender. (Üb.: W. Gerlach (München 1960)

Friede aber muss mehr sein als das Fernbleiben von Streit und Hader!

In Kay Pollacks Film „Wie im Himmel“ (Schweden 2004) sagt der Dirigent Daniel Dareus nach einem fulminanten Konzert zu seinem Manager:
„Ich war mit mir nicht zufrieden!“
Der Manager ist verblüfft und zeigt ihm die Auftragsliste: „Daniel wir sind ausgebucht für die nächsten sechs Jahre! Wie kannst du damit nicht zufrieden sein?“
Daniel erschrickt: „Du weißt jetzt schon, wo wir in sechs Jahren spielen werden?“

Nach einem Herzinfarkt bricht der Dirigent seine Karriere ab und geht zurück in sein Heimatdorf, kauft die alte Volksschule und übernimmt die Leitung des dortigen Kirchenchors.

Bei einem Chorwettbewerb trifft Daniel seinen alten Manager.
Dieser hat an ihn nur eine Frage: „Daniel, hast du gefunden,
was Du immer gesucht hast? Bist du jetzt zufrieden?“
„Ich glaube schon“, antwortet ihm Daniel. -
„Aber warum?“, will der Manager wissen, „warum mit diesen einfachen Menschen?“
- „Weil sie mich lieben“, bekommt er zur Antwort,
- und „ich liebe sie auch, ja, ich liebe sie!“

Das ist das Geheimnis allen Friedens und jeder inneren Zufriedenheit:

Wer liebt, ist im Frieden mit sich und der Welt. Er findet dabei weit mehr als er sucht. Darum gipfelt die Sprache der Glücklichen überall auf der Welt in der Erfahrung: „Unfassbar! Unglaublich! Wer hätte das gedacht!“

Liebe und Frieden gehören zusammen.
Sie eröffnen den Raum, in dem der andere Mensch der sein kann, der er ist.

4. **„Halte mich nicht fest!“** (Joh 20, 17)

14… Maria von Magdala … wendet sich um und sieht Jesus dastehen, weiß aber nicht, dass es Jesus ist. 15 Jesus sagt zu ihr: Frau, warum weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und sagt zu ihm: Herr, wenn du ihn weggebracht hast, sag mir, wohin du ihn gelegt hast. Dann will ich ihn holen. 16 Jesus sagt zu ihr: Maria! Da wendet sie sich ihm zu und sagt auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister. 17 Jesus sagt zu ihr: Halte mich nicht fest.

Dieser kleine Abschnitt aus dem Evangelium des Johannes ist für mich eine der geheimnisvoll-zärtlichsten Stellen des Neuen Testamentes.
Wie so oft im Leben ist auch hier der Moment der Begegnung
zunächst der Moment der Verwirrung.
Mit den Augen allein kann Maria den, den sie sucht, nicht finden.
Erst als er sie anspricht, hüpft ihr Herz!
Erst der Klang seiner Stimme macht sie sicher.

Die Bibel sagt: „Im Anfang war das Wort.“ Diese Ostergeschichte zeigt:
„Am Anfang ist der Klang“. Die Stimme führt Menschen zueinander.
Der Klang unserer Stimme verrät, wie gut wir es miteinander meinen
oder aber, ob in unseren Worten die Gefahr, die Bedrohung, die Distanz mitschwingt.
Solchermaßen erkannt und gefunden und am Ziel ihrer Wünsche,
möchte Maria den Gefundenen umklammern, ihn nicht mehr loslassen.
Er aber weist sie zurück: „Halte mich nicht fest.“

Menschen haben Sehnsucht nach dem anderen Menschen
und gehen doch immer wieder lange aneinander vorbei und verfehlen sich.
Physisch mögen sie anwesend sein, trotzdem wissen nicht, wer sie füreinander sind.
Im Klang der Stimme, in der Art wie sie miteinander reden, erahnen und spüren sie:
Er ist es, den ich suche, sie ist es, die ich meine, wenn ich ihren Namen rufe!
Begegnung öffnet Türen. Begegnung klammert nicht!
Begegnung engt nicht ein, sie führt sie hinaus ins Weite
und macht die Finsternis hell. (vgl. Psalm 18)

5. „Ich gehe euch voraus“ (Joh 20,17)

[17]Geh … zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe euch voraus zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.

Martin Buber erzählt in seinem Werk *Zwiesprache*, von einem gottbegeisterten Mann, der die Menschen satthat und mit ihnen nichts mehr zu tun haben will. Jahrelang predigt er sich die Seele aus dem Leib, versucht die Gedanken seiner Mitmenschen auf Gott hin auszurichten, aber sie hören ihn nicht, er erreicht sie nicht!
Und so macht er sich, enttäuscht von den Menschen, allein auf den Weg zur „Pforte des Geheimnisses“. Dort angekommen pocht an die Tür. Von drinnen wird er gefragt: „Was willst du hier?“ „Ich habe“, rechtfertigt er sich, „den Ohren der Sterblichen dein Lob verkündet, aber sie waren mir taub. So komme ich allein zu dir, dass du selber mich vernehmest und mir erwiderst.“ - „Kehr um“, sagt ihm die Stimme von drinnen, „hier ist dir kein Ohr. In die Taubheit der Sterblichen habe ich mein Hören versenkt.“ [1]

Auch der Auferstandene geht den Weg zur Pforte des Geheimnisses allein:
„Ich geh euch voraus!“
Sein Motiv allerdings ist ein anderes.
Nicht von den Menschen weg, sondern auf sie zu.
In der hintergründig-rätselhaften Begegnungsgeschichte steht er auf dem Weg nach Emmaus als Fremder plötzlich da und beginnt mit den beiden Wanderern zu reden.
Weggemeinschaft wird so Erzählgemeinschaft und zu guter Letzt Mahlgemeinschaft.
Doch so geheimnisvoll, wie er auftaucht, verschwindet er wieder.
Der Auferstandene erscheint als der, der weggeht, nicht weil er die Nase von den Seinen voll hätte und von ihnen nichts mehr wissen will, sondern weil er vorausgehen, die anderen auf den Weg bringen,
aus den bequemen eigenen vier Wänden herauslocken will.
Jeder Mensch hat seinen unverwechselbar eigenen Weg,
den er im Wissen um die anderen alleine gehen muss.
Auf einer alten Inschrift steht zu lesen:
„Geh nur deinen Weg. Frag nicht, was die andern sagen.
Wenn dir Gott das Urteil spricht, wird er nicht die Leute fragen!“

[1] Vgl. (Buber, Das dialogische Prinzip. Zwiesprache, 1965, S. 160-161)

6. **„Selig, die nicht sehen und doch glauben.“** (Joh 20, 29)

Nagender Zweifel und blindes Vertrauen. Zwischen diesen beiden Polen scheint unser aller Leben hin und her geworfen zu werden…

Dort, wo dieses unser Leben aber lebendig wird, wo wir spüren, dass es „gut“ ist, er-leben wir es als nach und nach wachsendes Vertrauen zwischen einander sich öffnenden Menschen.

Viele Menschen schaffen ein solches Vertrauen nicht. Sie haben aus verschiedensten Gründen Angst, hinters Licht geführt und über den Tisch gezogen zu werden. Deshalb reden sie daher im Ton oberflächlichen Geschwätzes, sagen dabei alles, was nichtsagend ist und nichts von dem, was sie bewegt, ängstlich darauf bedacht, dass nichts, was endlich an- und ausgesprochen werden sollte, ans Tageslicht kommt.

Schon Hildegard von Bingen, die große Universalgelehrte des Mittelalters, weist darauf hin, dass der Mensch, wenn er gesund bleiben und nicht vereinsamen will, im Grunde gar keine andere Wahl hat, als sich zu öffnen und vertrauensvoll auf andere Menschen zuzugehen:

„Wir müssen auf unsere Seele hören, wenn wir gesund werden wollen.
Letztendlich sind wir hier, weil es kein Entrinnen vor uns selbst gibt.
Solange der Mensch sich nicht selbst
in den Augen und im Herzen seiner Mitmenschen begegnet,
ist er auf der Flucht.
Solange er nicht zulässt,
dass seine Mitmenschen an seinem Innersten teilhaben,
gibt es keine Geborgenheit.
Solange er sich fürchtet, durchschaut zu werden,
kann er weder sich selbst noch andere erkennen.
Er wird allein sein.“

7. „Seid gewiss, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28, 20)

Er sei, erzählt Buber, einmal an einem Vormittag nach einem Morgen „religiöser Begeisterung“ von einem unbekannten jungen Menschen besucht worden, ohne mit der Seele dabei zu sein.

Er habe es durchaus nicht an einem freundlichen Entgegenkommen fehlen lassen, er habe diesen jungen Mann nicht nachlässiger als alle seine Altersgenossen behandelt, die immer wieder zur bestimmten Tageszeit an die Tür des Professors klopften, um ihn wie ein Orakel zu befragen. Buber habe sich also auch mit diesem Studenten unterhalten, sich ihm gegenüber aufmerksam und freimütig verhalten – nur, die Fragen habe er nicht erraten können, die der eigentliche Grund gewesen sein mag, warum der junge Mann an die Tür des Gelehrten geklopft hatte.

Diese Fragen habe er dann aber später, nicht lange darauf, von einem seiner Freunde erfahren müssen – sein junger Besucher lebte da schon nicht mehr – , er habe erfahren, dass er nicht beiläufig, nicht zur Plauderei zu ihm gekommen war, sondern um eine Entscheidung zu treffen, gerade zu ihm, gerade in dieser Stunde.

Buber fragt: *„Was erwarten wir, wenn wir verzweifeln und doch noch zu einem Menschen gehen?“* Und er gibt zur Antwort: *„Wohl eine Gegenwärtigkeit, durch die uns gesagt wird, dass es ihn dennoch gibt, den Sinn.“*

Seit dieser Erfahrung, schreibt Buber, habe er jenes „Religiöse“, das nichts als Ausnahme ist, Herausnahme, Heraustritt, Ekstase, aufgegeben oder aber er wurde von dieser Art des Religiösen aufgegeben. Und so besitze er nichts mehr als den Alltag, aus dem er nie genommen werde. Abschließend sagt er:

„Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jener sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung… Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit der Zwiesprache.“[2]

[2] (Buber, Das dialogische Prinzip. Zwiesprache, 1965, S. 158-159)